

StuDi Aufsatz

Prof. Dr. Joachim Münch*

Ein kleiner Dekalog für Promovierende

Ich bin von den Autoren gebeten worden, den vorstehenden Beitrag zu kommentieren – kann ich das denn überhaupt? Denn ich passe so gar nicht ins gezeichnete Bild:

(1) Ich habe »erst« nach dem zweiten Staatsexamen begonnen zu promovieren, was aber nicht ungewöhnlich war, weil es (fast) jeder so machte – dafür muss ich aber etwas ausholen: Ich habe an der Universität Konstanz »ein-stufig« studiert, das war ein integrierter Studiengang aus Universitätsstudium (drei Jahre), Praxisphase (zwei Jahre) und anschließendem Vertiefungsstudium (ein Jahr). Das Programm war anspruchsvoll, vorher an eine Promotion nicht zu denken. Ein Staatsexamen mit Spitzennote hatte oberste Priorität für den Berufseinstieg (vor allem angesichts der uns bei Studienbeginn prophezeiten schlechten Berufschancen – mit aber einem »schönen« Trost, der sich mir einbrannte: »On the top is always room«).

(2) Ich habe mir mein erstes Promotionsthema selbst gesucht, dann irgendwann in einer abseitigen Schrift entdeckt, dass den Grundgedanken schon jemand anderes hatte und mich davon abschrecken lassen. Das zweite, endgültige Thema hat mir mein Doktorvater gegeben – aber: Die Arbeitshypothese war auch nicht neu, sondern wurde von mir »nur« umfassend begründet und konsequent durchgeführt. Die Arbeit¹ wird gerade darum bis heute als grundlegend wahrgenommen. Am Ende war dieser Themenwechsel ein Glücksfall: ein hartes dogmatisches Thema statt weicher, womöglich arbiträrer, Abwägung. Ein Rezensent hat die Arbeit später als brillant bezeichnet – auch wenn sie die falschen Ergebnisse begründe... Für mich war dies die »Eintrittskarte in die Wissenschaft« (damals sah ich das anders).

(3) Ich habe mir weder einen stringenten Zeitplan noch eine genauere Gliederung gemacht, sondern nur einfach entscheidende Themenfelder identifiziert: Aufarbeitung historischer und dogmatischer Grundlagen (Teil 1: §§ 2–4), Begründung, dass der Anspruch i.S.v. § 794 Abs. 1 Nr. 5 ZPO nicht etwa der materiellen Rechts ist, sondern das Synonym für Streitgegenstand (Teil 2: §§ 5–10), und schließlich die Erörterung von Konsequenzen für praktische Einzelprobleme (Teil 3: §§ 11–13). Problembeschreibung (§ 1) und Thesenzusammenstellung (§ 14) runden das Werk ab. Es liest sich wie von vorne nach hinten »durchgeschrieben« – nur stimmt das nicht. Zu verschiedener Zeit habe ich an verschiedenen »Ecken und Enden« gearbeitet – es muss am

Ende nur dann alles bündig zusammenpassen. Das ist die große Herausforderung. Übrigens: Die Einleitung schreibt man immer zum Schluss!

(4) Ich habe meine ersten Seiten handschriftlich verfasst, an eine Unterstützung durch Textverarbeitung war nicht zu denken. Es galt die Regel am Lehrstuhl, dass die Sekretariate zum Abschreiben eingesetzt werden durften, wenn vom Chef nichts Prioritäres vorlag – das aber war fast immer der Fall! Außerdem passte das nicht zu meiner Arbeitsweise, es gab ja noch keinen ganz »finalen« Text. Einen gewissen Fortschritt brachte die fakultäre Anschaffung *einer* »Olivetti ET« für sämtliche Sekretariate, die von der Zielgruppe nicht so recht angenommen wurde (»total neumodisches Zeugs«) und in den Randzeiten daher auch von Assistenten benutzt werden durfte. »ET« stand für »Electronic Typewriter«, nicht für etwas Außerirdisches², obgleich von mir so empfunden: die Möglichkeit zu korrigieren, sowie vor allem Geschriebenes wiederverwertbar zu konservieren – auf einer 5,25“-Diskette, in einem höchst langwierigen und geräuschvollen Vorgang (speichern hieß zu warten).

Einen Quantensprung bedeutete die private (!) Anschaffung eines Schreibsystems, das man PC bzw. Personal Computer nannte. Ich hatte den Tipp von einem sehr guten Freund und Consemester; er hatte mit einem Mathematikstudium begonnen und verdiente sich immer noch ein Zubrot als Hilfskraft im universitären Rechenzentrum³ – heutzutage wirken die technischen Daten dieses Gerätes bizarr: Betriebssystem MS-DOS⁴ (programmierbar!); neben der 5,25“-Diskette (sog. »Floppy Disk«) als externem Speicher (Kapazität: 1.200 kB – ja, das sind 1,2 MB!) trat noch ein interner Speicher, Festplatte genannt (Kapazität: 20 MB – habe ich dann später aufgerüstet: 40 MB); Röhrenbildschirm (12“, VGA, monochrom [bernstein], 720x400 Pixel); Textverarbeitung MS-WORD 5.0. Trotz allem: Für mich war dies das Optimum, denn nun passte meine persönliche Arbeitsweise zu den Möglichkeiten. Ein Wermutstropfen blieb: Olivetti und Microsoft waren inkompatibel.

(5) Ich habe zu einer Zeit meine Dissertation geschrieben, in der es kaum Datenbanken und schon gar nicht elektronischen Zeitschriften- oder Bücherzugriff gab, natürlich erst recht nicht etwa Handyfotos. Vieles war nur mittels Fernleihe umständlich zu beschaffen und vorher mühevoll

* Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Handelsrecht, deutsches und ausländisches Zivilprozessrecht an der Juristischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen.

¹ Münch, Vollstreckbare Urkunde und prozessualer Anspruch [PA 72] (1989).

² Der Film datiert vom Jahr 1982 – letztendlich zufällige Koinzidenz oder verdeckte Andeutung?

³ Von ihm stammt übrigens eine der ersten Einführungen: *Becker/Mehl*, Textverarbeitung mit Microsoft Word (1987) – da stecken auch meine persönlichen Lernerfahrungen drin.

⁴ Das steht für »MicroSoft: Disk Operation System« – und ist der Vorgänger von Windows.

zu bibliographieren (man musste der Fernleihstelle praktisch den »Urkundsnachweis« erbringen, dass die Quelle auch existiert – das Internet war unbekannt, Google ist ohnehin erst ein Vierteljahrhundert alt). Es blieb die Abwägung zwischen Kopieren (teuer) und Kartieren (zeitaufwändig). Konsequenz war intensives Textstudium, allein um verlässlich zu entscheiden, ob der Aufwand sich lohnte. Das ist vielleicht immer noch ein guter Ratschlag fürs Promovieren: mehr Jagen, weniger Sammeln. Man war gezwungen, sich frühzeitig mit Inhalten auseinanderzusetzen. Das hat auch heute noch seine positive Seite.

(6) Ich habe das Glück gehabt, eine universitäre Freihandbibliothek benutzen zu können und (anfangs) nicht mit Magazinen umgehen zu müssen. Bücher haben etwas Faszinierendes, nicht bloß als schlicht haptisches Erlebnis – sie erlauben Zufallsfunde. Heute müssen Sie wissen, wonach Sie suchen, der Suchvorgang selbst ist allerdings komfortabler, umfassender, schneller. Wissenschaft lebt oft aber von verblüffenden Querverbindungen. Häufig liegt doch der Erkenntnisgewinn links und rechts des Weges. Man darf mithin nicht »betriebsblind« werden. Was unter den alten Arbeitsbedingungen mehr aus der Not heraus geboren war, dieses sollte man nunmehr zur Tugend machen. Dazu tragen auch Fachdiskussionen mit Mitpromovierenden bei – aber: Promovieren bleibt immer eine Einzeldisziplin.

(7) Ich habe mich eher »zufällig« zur Promotion entschieden. Eine große Anwaltskanzlei hatte mich nie gereizt (es gab auch nicht die heute bekannte, beinahe irrealer Bezahlung für Berufseinsteiger), ich wollte Richter werden – und war enttäuscht von Arbeitsbedingungen und Fließbandbetätigung. Die Justiz hat verdeckt gar »gedroht«: Wenn ich nicht sofort nach dem Examen zusagte, sei später kein Platz mehr für mich frei; mit der Promotion sei man gleichsam wissenschaftlich verbildet und praxisuntauglich. Irgendwie hat mich das zusätzlich noch abgeschreckt: Zählt dort nicht auch Leistung? Für mich ist eine berufliche Tür mit der Promotion aufgegangen, von der ich vorher nicht einmal zu träumen wagte.

Also noch einmal auf Anfang: Kann ich wirklich denn mit dieser »umfassenden Vorbelastung« den vorstehenden Beitrag aktuell Promovierender kommentieren? Ich meine: JA.

Alle Bedingungen waren grundsätzlich andere... – jedoch bin ich der festen Überzeugung, dass die Persönlichkeit, die sich der Herausforderung stellte, eine ähnliche war. Meine Botschaften habe ich in meinen Bildern verpackt, Sie müssen nur suchen. Und noch ein Schlusswort. Promovieren braucht Kraft und Wille, nicht zuletzt um mit dem Risiko eigenen Scheiterns umgehen zu können. Vielleicht wandere ich auch deswegen gerne allein in den Bergen: fordernder Anstieg, Höhenrausch, geschickter Abstieg; Stolpern und Straucheln auf dem Pfad, die man sogleich geschickt abzufangen hat; Weitsicht und Panorama; aber manchmal auch Dunst, Wolken, Nebel; und dann gibt es noch den Baum oder Fels, den man wegräumen oder umgehen muss. Jene Bilder ähneln sich. Seien Sie mutig und entdecken Sie. Übrigens: Unsere Profession hat die Möglichkeit, beim Wandern zu denken; und seit es Handys mit Diktierfunktion gibt, kann man sich das Ausgedachte unkompliziert konservieren, früher war das mühsam (ich hatte mir rasch angewöhnt, immer Notizblock und Bleistift dabei zu haben). Kreativität entsteht i.d.R. ungeplant – man muss zudem aber das Sitzfleisch mitbringen zu recherchieren, zu kontrollieren sowie vor allem zu formulieren, meist eine harte Kärnerarbeit. Am Ende zählt eben das Geschriebene, im Fließtext wie in den Fußnoten⁵ – und Schreiben ist auch eine Kunst. Vermeiden sie den typischen Juristenstil, die vielen Substantive, das Geschraubte⁶, den reinen Fachjargon. Sprache ist variabel und facettenreich, man erlernt sie allemal nicht aus juristischen, sondern schöngestigen Büchern. So sind noch einmal drei weitere Ratschläge dazugekommen: (8) mentale Kraft fördern, (9) kreative Pausen einlegen und (10) Sprache gezielt stärken.

So erklärt sich am Ende nunmehr ferner die Überschrift meines ergänzenden Kommentars zum Promovieren, welcher subjektiv geprägt erscheint. Viel Erfolg und Glück auf!

⁵ Nicht etwa bloß die neuesten Quellenbelege benennen, sondern immer die grundlegenden: Wem wird die Idee zugeschrieben (Primärquellen!) – nicht: Wer hat sie *abgeschrieben*?

⁶ Abschreckend und Schulbeispiel ist bekanntlich die Eisenbahndefinition bei RGZ 1, 247, 252.